

MAMEVE MEDWED

Weil ich dich liebe, deine Annie

Über die Autorin:

**Mameve Medwed** wurde in Maine geboren und nach ihren beiden Großmüttern, Mamie und Eva, ausgesprochen May-Meeve, benannt. Darüber hinaus schreibt sie unter anderem für die *New York Times* und die *Washington Post*. Sie lebt mit ihrer Familie in Massachusetts.

*Mameve Medwed*

**WEIL ICH DICH LIEBE,  
DEINE ANNIE**

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Angela Koonen

**lÜbbe**

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2021 by Mameve Medwed

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Minus Me«

Originalverlag: Alcove Press, an imprint of  
The Quick Brown Fox & Company LLC

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelredaktion: Ilse Wagner, München

Titelillustration: © MSNTY/Shutterstock

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Minion

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-18519-1

1 3 5 4 2

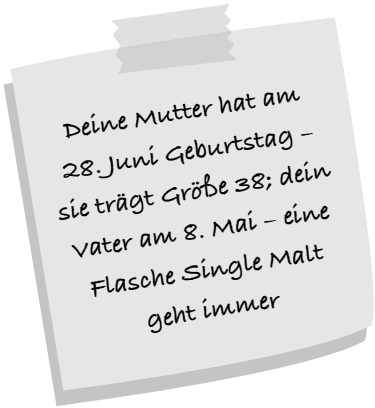
Sie finden uns im Internet unter [luebbe.de](http://luebbe.de)

Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

*Für Howard, immer.*



# Kapitel 1



Deine Mutter hat am  
28. Juni Geburtstag -  
sie trägt Größe 38; dein  
Vater am 8. Mai - eine  
Flasche Single Malt  
geht immer

Annie parkt vor Michauds Lebensmittelladen. Sie steht zu nahe am Hydranten, aber das ist ihr ausnahmsweise egal. Sie schaltet den Motor ab und versucht, ruhiger zu atmen. Sie stellt sich den viel zu fröhlichen, viel zu gelassenen Yogalehrer aus dem Video vor, das Sam ihr zu Weihnachten geschenkt hat. »Für Typ-A-Persönlichkeiten«, erklärte er. Sie hat es sich nur zur Hälfte angesehen. Beim Entspannen ist sie lausig. Je mehr sie sich bemüht, hinunter zum Zwerchfell zu atmen, desto schneller und flacher atmet sie. *Na und?* Sie öffnet die Wagentür. Das ist jetzt alles unwichtig. Sie lässt den Schlüssel stecken, sie lässt den Wagen unverriegelt, sie steigt über den Eiswall, anstatt den dürftig frei geschaukelten Pfad entlang-zustöckeln. Das kann ihr alles mal gestohlen bleiben. Soll sie doch ausrutschen, auf dem dreckigen Gehweg liegen wie ein Schneeengel. Perfekter Vergleich.

Zum ersten Mal heute hat sie Glück, denn an der Kasse steht Vater Raoul und nicht Sohn Ralphie, der in der Highschool in Sozialkunde hinter ihr gesessen hat. Ralphie würde nur über ihre Klassenkameraden quatschen, die Hockeyergebnisse analysieren wollen, sich nach ihrer Mutter erkundigen. Nicht dass das noch eine Rolle spielen würde. Aber gerade heute will sie nicht über Ursula reden.

Mr Michaud schaut sich den Wetterbericht an. Es ist der 1. Februar. Wird Punxsutawney Phil morgen aus seinem Loch kommen?, fragt der grinsende Holzfällerhemd-Wettermann mit dem verdächtig orangefarbenen Teint. Seine Zähne sind fünf Stufen weißer als frischer Schnee. Dagegen sollten sich die gelbbraunen Schneehaufen in den Straßen ihres Heimatstädtchens was schämen. »Was meinst du, Annie?« Raouls kanadische Vokale klingen hart im Vergleich zur Aussprache des Wettermanns.

»Keine Ahnung.« *Ist mir auch egal.* Ob noch sechs Wochen Winter oder früher Frühling, ist ihr jetzt unwichtig. Annie zeigt auf das Regal hinter der staubigen Kasse, an dem zwanzig Jahre alte, verblasste Konfirmationsfotos von Ralphie und seiner Schwester Marie mit Tesa festgeklebt sind. »Eine Packung Marlboro bitte.« Sie überlegt es sich anders. »Lieber eine Stange.«

Ob Mr Michaud das missbilligt, kann sie nicht erkennen. Er steht mit dem Gesicht zum Fernseher. Sie bezahlt. Er gibt ihr das Wechselgeld heraus. »Willst du eine Tüte?«

»Nicht nötig.« Soll doch die ganze Stadt ihr Laster sehen. Ihren Rückfall.

Doch als sie den Laden verlässt, entdeckt sie auf dem Bürgersteig nirgendwo Zeugen. Niemand, der fragen würde, wie es ihr geht, ob sie morgen Abend zur Stadtratssitzung kom-



men wird, ob die Gurken des neuen Lieferanten die richtige Qualität für die Paul Bunyans haben und wie es eigentlich ihrer hinreißenden Mutter geht. Dann käme ein Moment des Schweigens, ein Blick auf die Stange Zigaretten und die Frage: »Ist alles okay?« Zum Glück fährt kein einziges Auto vorbei, niemand sieht, wie sie sich auf das Lenkrad stützt und sich die Zigarette anzündet. Ein echter Glückstag. Ein spitzenmäßiger!

Natürlich ist das Feuerzeug kaputt. Natürlich hat sie kein Streichholz. Bei laufendem Motor steigt sie aus und geht wieder rein. »Streichhölzer?«

Er blickt nicht auf. »Da drüben.« Er deutet auf eine alte Whitman's-Pralinenschachtel, die mit Streichholzbriefchen von der Tankstelle gegenüber gefüllt ist. »Schönen Tag noch.«

Sie fährt um den Block herum zur Highschool, biegt in die letzte Parkplatzreihe ein, früher das Territorium der harten Jungs, die ihre filterlosen Camels rauchten und drüben bei den Kiefern ihre Joints drehten. Das ist auch genau die Stelle, wo die lockeren Mädchen ihre BHs aufhakten, wo sie und Sam – wie idyllisch – in dem alten Chevy seines Vaters herum machten, wenn das Kino aus war. Um neun Uhr machte die ganze Stadt dicht. Um diese Zeit, wenn die Fernseher in den Wohnzimmern entlang der Grove Street einer nach dem anderen ausgeschaltet wurden, hörte man förmlich den Schlusssatz aus den Waltons-Wiederholungen, die sie als Kind früher guckte: »Gute Nacht, John Boy. Gute Nacht, Jim Bob.«

Ringsherum kein Mensch. Was kaum überrascht, denn Teenager haben inzwischen Verhütungsmittel und den Komfort des eigenen Bettes, wenn sie die Nacht zusammen verbringen. »Besser zu Hause als auf der Rückbank des Wagens

oder in einem billigen Motel, denn sie tun es ja sowieso«, erklärte ihre beste Freundin Rachel, deren Tochter einen Freund mit wöchentlicher Übernachtungserlaubnis hatte. Nicht dass Annie sich mit dem gleichen Problem befassen muss.

Sie hat ein anderes, und zwar ein großes. Das größte überhaupt. Das zentrale Thema in Literatur, Musik und Philosophie – nicht Zigaretten und Teenagersex und Kommunalsteuern oder narzisstische Mütter oder fade Essiggurken. Es ist das große Rätsel Schrägstrich die große Obsession der Menschheit.

Sie nimmt eine Zigarettenschachtel aus der Stange und zieht am Aufreißfaden. Sie trägt noch die gekräuselten violetten Handschuhe, die Ursula ihr geschickt hat. Das feine Leder schmiegt sich an ihre Finger wie eine zweite Haut, das Kaschmirfutter ist so dünn, dass sie sich mit Handschuhen eine Zigarette herausziehen kann. Ihr zittern die Hände. Sie hat seit ihrer ersten Schwangerschaft nicht mehr geraucht, außer ein oder zwei während Ursulas höchst stressiger Besuche. Aber nie während der Ich-mache-alles-richtig-Schwangerschaften, von denen vier mit einer Fehlgeburt endeten. Und bei der letzten, der Nie-wieder-Schwangerschaft, kam das Kind – eine Tochter – tot zur Welt. Danach hat sie den Geschmack daran verloren.

Tut sie es deshalb? Rauchen? Früher war das etwas, um die Hände beschäftigt zu halten, wenn sie bei einer Party schüchtern herumstand, ein Landei, das sich den Anstrich der Raffinesse gab. Eine Null-Kalorien-Ersatzbefriedigung, wenn sie durch das Schaufenster des Drugstores schaute und eine ihrer Freundinnen beobachtete, die einen Karamelleisbecher am Getränkespender vertilgte. Und das jetzt trotz so vieler, hart errungener tabakfreier Jahre? Trotz all der Treffen

bei den Anonymen Rauchern in dunklen Kirchenkellern und schäbigen Cafeterien? Und nach einer Kindheit eingehüllt in Rauchschwaden, die der Mount Ursula ausspuckte, und einer Lungenentzündung in der Teenagerzeit, die nach Meinung des Arztes ihre Lunge geschädigt haben und zu späteren Problemen führen könnten.

»Das tut mir sehr leid«, hat Dr. Buckley gesagt und ihre Hände genommen, während er Tränen wegblinzelte.

Natürlich, dachte sie. Das ist die logische Konsequenz. Nicht nur aus ihrer Erbsünde und dem kindlichen Gefühl von Unbesiegbarkeit, sondern, machen wir uns nichts vor: zu viel Wein, zu wenig Broccoli. Hinzu kommt der Sportkurs, den sie in der ersten Woche hingeschmissen hat. Ihre Yoga-Aversion. Die zehn Pfund Gewichtszunahmen, die sie auf die Paul Bunyans schiebt – die ernährungsphysiologisch bedenkliche, immerwährende Quelle an Einkommen, ehelicher Harmonie und lokalen Ruhms.

»Das ist Pech. So ist das Leben«, sagte Dr. Buckley außerdem.

»Das Leben kann mich mal«, sagt sie jetzt. Sie ist erst siebenunddreißig Jahre alt, verdammt. Nicht dass ihre Mutter das »erst« billigen würde. »Darling, dein Alter bleibt jetzt besser *entre nous*«, forderte Ursula, als Annie dreißig wurde, und tat das in demselben Ton, mit dem sie seinerzeit von ihrer vierjährigen Tochter verlangte, sie mit dem Vornamen anzusprechen, weil das schwesterlicher klänge als das mutterschaftsoffenbarende »Mum«.

Annie reißt das Streichholz an, zündet sich die Zigarette an, hält sie zwischen Zeige- und Ringfinger. Die Zigarette schmiegt sich zwischen die Lederlagen wie ein fehlendes Glied, das sie gerade zurückbekommen hat.

Ihr wird schwindlig, sie inhaliert und hustet wie damals als zwölfjähriger Pummel, nachdem ihre Mutter ihr die erste Parliament zu rauchen gab und ihr eine schlanke Taille versprach. Sie behielt recht, und Annie blieb dabei. Das Husten hörte auf, zumindest damals, die Pfunde purzelten. »Was für ein hübsches kleines Ding«, gurrten die Leute. Mit einer Zigarette fühlte sie sich weltgewandt, pariserisch. Nicht dass die Jungen in ihrer Highschool das zu schätzen wussten. Deren Ideal war weniger die urbane, sondern eher die infantile Sünderin, ein passenderes Pendant für Bad Boys wie Ralphie Michaud mit ihren Nasenringen, nach hinten gegelten Haaren, Schmalzlocke in der Stirn und Heavy-Metal-Tattoos.

Sam war nicht so einer. Und sie war nicht eines jener Mädchen, die solchen Jungen an der Seite klebten wie eine zusätzliche Rippe. Sie und Sam waren zusammen in die Benjamin-Franklin-Grundschule gegangen, in dieselbe Klasse. Ihre Geburtstage liegen nur drei Tage auseinander. In der zweiten Klasse schenkte er ihr eine herzförmige Schachtel mit Buttertoffees zum Valentinstag. In der vierten war er ihr Wichtelpartner. In der Mittelstufe sah er so gut aus, dass sie nicht aufhören konnte, ihn anzustarren. Schüchtern, bescheiden und gedankenverloren war er und begriff nicht, wie attraktiv er aussah. (Auch heute noch nicht, obwohl sich viele Frauen nach ihm umdrehen und mit ihm flirten wollen.)

Im ersten Jahr der Oberstufe fanden sie richtig zueinander und wurden unzertrennlich, zwei Außenseiter beim Sport, intelligent, so sehr sie das auch verbergen wollten, und Einzelkinder zwischen großen, ständig wachsenden Familien. Außerdem gehörten sie beide einer Minderheit an, er als Jude, sie als Unitarierin in einer Stadt, die auf die katholische Kirche von Sankt Peter ausgerichtet war. Schlimmer

noch, sie wohnten im noblen Teil der Stadt, und das hieß – durch den engen Rahmen von Passamaquoddy betrachtet – keine Autoreifen im Vorgarten, eine Gästetoilette unter der Treppe, ein Klimagerät im Schlafzimmerfenster und ein Geschirrspüler in der Küche. Sie und Sam bildeten eine Zweierclique.

Sie inhaliert noch einmal und fühlt sich noch schlechter. Sie öffnet das Beifahrerfenster, stopft die Zigarettenschachtel wieder zu den anderen und wirft sie hinaus auf den Schneewall. Sollte sie ein schlechtes Gewissen haben, weil sie Abfall auf den Bürgersteig geworfen hat? Oder weil ein Minderjähriger, wenn nicht sogar ein Kind, sich darauf stürzen könnte und zum Rauchen verführt wird? Sollte sie sich schuldig fühlen, weil durch sie eine arme Seele auf der Straße krank wird? Sie hat eine bessere Idee: aufhören, in sozialem Verantwortungsbewusstsein zu schwelgen. Lieber schwelgt sie in einem Karamellbecher mit gehackten Walnüssen, geschmolzenen Marshmallows, Schlagsahne und einer rot gefärbten Maraschinokirsche obendrauf. Mit allem Drum und Dran.

Sie fährt den halben Block zu Miller's Drugstore und setzt rückwärts in eine Parkbucht, die gerade frei wird. Das nie behobene Quietschen der Tür verrät, dass sie den Laden betritt, aber niemand blickt auf. An einem Ende der Theke sitzen ein paar Kleinkinder mit ihren geplagten, erschöpften Müttern. Ein Junge hat ein Dutzend Strohhalme in seinen Milchshake gesteckt. Ein Mädchen versucht immer wieder, sie ihm wegzunehmen. »An manchen Tagen ...«, seufzt die Mutter und wischt die Spritzer weg.

»Glaub mir, ich kenne das«, sagt die andere Frau mitfühlend.

Annie macht ein unmutiges Gesicht. Ihr wisst gar nicht,

wie viel Glück ihr habt, will sie schreien. Sie setzt sich auf einen Hocker am anderen Ende der Theke. »Wollen Sie auch Ihren Kummer ertränken?«, fragt Mr Miller, als er ihre Bestellung aufnehmen will. »Scheint heute der Tag dafür zu sein.«

»Wirklich?«

Er nickt. »Agnes Bouchard war vor zwei Minuten hier und hat zwei Bananensplit verschlungen. Anscheinend ist die alte Mrs Bouchard gestorben ...«

»Ja, stand in der Zeitung. Es tut mir leid, das zu hören.«

»Muss es nicht. Sie war einundneunzig Jahre alt und so gemein wie nur was. Sie können sich nicht vorstellen, was Agnes sich gefallen lassen musste, solange sie sie gepflegt hat. Immer auf Abruf bereit. Die alte Dame hat hier ständig angerufen und mich angeschrien, wenn ihre Blutdrucktabletten nicht schnell genug geliefert wurden. Als wäre sie die einzige Kundin in Passamaquoddy. Als wären wir ein Fünfsternehotel. Und dann stirbt sie ohne Testament.« Er wischt Spritzer von der Theke. »Ohne ihren letzten Willen zu erklären.«

»Ich weiß, was ein Testament ist.« Annie hat das Bedürfnis, sich zu wehren.

»Jetzt kommen alle entfernten Verwandten aus ihren Löchern gekrochen und verlangen ihren Anteil. Das ist schlimmer, als wenn sie ihr Geld der Katze vererbt hätte, womit Agnes gerechnet hatte.«

»Ich hoffe, die Bananensplits haben geholfen.«

»Bin mir nicht sicher. Hab sie mit einem Erdbeermilchshake nach Hause geschickt. Ging aufs Haus. Das ist eine Lehre für uns alle. Ich habe schon einen Termin mit meinem Anwalt vereinbart, um mein Testament aufzusetzen. Dafür ist es nie zu früh ...«

Oder zu spät, denkt Annie.

»Nicht dass Sie sich Gedanken machen müssten«, fügt er hinzu.

»Man kann nie wissen.«

»Wohl wahr. Aber jetzt mal zu angenehmeren Dingen. Wie geht es Ihrer schönen Mutter?«

»Großartig.« Im Gegensatz zu sonst macht sie sich nicht die Mühe, Begeisterung zu heucheln und ihren ungeschönten Bericht von Ursulas immens verschönertem Leben abzugeben. Sie ist an die Frage gewöhnt. Im Lauf der Jahre wurde sie desensibilisiert wie ein Allergiker, der durch eine wachsende Dosis des Allergens eine Verträglichkeit entwickelt. Zu Beginn jedes Schuljahrs wollte jeder neue Lehrer als Erstes wissen, wie es ihrer Mutter ging. Bald gewöhnte sie sich an, dem zuvorzukommen. »Meiner Mutter geht es großartig. Großartig!«, verkündete sie, bevor ihr Gegenüber fragen konnte. Daraufhin riet der Schulpsychologe dem Lehrpersonal per Kurzmitteilung, sich nur noch nach Arabellas Befinden zu erkundigen. Sie sah die Kurzmitteilung auf Miss Clearys Schreibtisch liegen und las: *Was für ein empfindsames, zurückhaltendes Mädchen. Arabella ist leider so ganz anders als ihre Mutter.* Selbst jetzt nach all den Jahren ist dieses *Leider* – leider – zu einem bestimmenden Teil ihrer Person geworden.

Sie faltet die Papierserviette auf dem Schoß auseinander, betrachtet sie, faltete sie zu einem Fächer, streicht sie wieder glatt und meidet bewusst jeden Gedanken an ihre Mutter. Doch Mr Miller bemerkt das nicht. »Vor einer Weile habe ich sie in dieser Serie gesehen. Sie hat alle an die Wand gespielt!« Er sprüht ein extra Häubchen Schlagsahne auf ihren Eisbecher und drückt eine zweite Kirsche darauf, vermutlich als

Zeichen seiner Verehrung für Ursula. »Wird sie demnächst zu dem alten Knacker zurückkehren?«

Das hat noch gefehlt, Ursula als Engel der Barmherzigkeit, die in einem weißen Dior-Kleid herab ins Rampenlicht schwebt und ihrer Tochter allen Kummer abnimmt. Die Rolle ihres Lebens. Die Rolle, die sie in Annies Leben schon immer gespielt hat.

Als Annies Vater starb, kam Ursula ganz in Schwarz mit ein paar Pailletten am Dekolleté und Strassschnallen an den Satinpumps und benahm sich, als wäre sie mit dem Verstorbenen noch verheiratet gewesen und nicht schon beim vierten Ehemann. Henry Stevens hatte eine kurze Strafe als Nummer zwei abgesessen und in dieser Zeit Ursulas einzigen Sprössling gezeugt. Er nannte seine Tochter kurzerhand Annie, weil er Arabella, den von Ursula bestimmten Namen, für Passamaquoddy zu hochtrabend fand. Nach dem Begräbnis versammelten sich die Trauergäste um die schluchzende Witwe und schwelgten in Shalimar und theatralischer Trauer, während sie die Tochter, die ihren Vater geliebt hatte und echten Verlustschmerz fühlte, ignorierten.

Mit Ausnahme von Sam, der an ihrer Seite blieb.

Annie schaufelt sich das Eis rein. Es schmeckt wie Medizin. Die Schokosoße verklumpt auf der Zunge. Die Nüsse fühlen sich an wie Splitt. Kann man so plötzlich den Geschmack an den Freuden des Lebens verlieren?, fragt sie sich. Sie kann nicht mal schamlos eine Zigarette rauchen oder einen Eisbecher essen, ohne dass die verbotene Frucht sich in ein bitteres Kraut verwandelt. Sie klatscht zehn Dollar auf die Theke und springt vom Hocker.

»Etwas nicht in Ordnung?«, fragt Mr Miller.

*Und ob was nicht in Ordnung ist!* »Alles gut«, lügt sie.



»Sie möchten das nicht aufessen?«

»Wie meine Mutter immer sagt: eine Minute auf den Lippen, ein Leben lang auf den Hüften.«

»Das hat sich für sie wohl ausgezahlt.« Er schaut wehmütig. »Tja, sagen Sie ihr, wir vermissen sie.« Er wischt die Theke ab. »Und grüßen Sie Ihren Mann von mir.«

Ihren Mann. Sam. Oh Sam. Lieber Sam.

Wie soll sie es ihm bloß beibringen?

## Kapitel 2

Fühlst du dich einsam?  
Frag Rachel, ob sie Lust  
hat, mit dir einen Film  
zu gucken, essen zu  
gehen, zu quatschen.  
Sie ist die Nummer zwei  
im Kurzwahlspeicher  
(nach dir!).

Wie kann sie es Sam je sagen?

Sam, ihrem geliebten Mitbewohner, Mitarbeiter, Mit-eigentümer, ihrem Mitproduzenten der Paul Bunyans. Sam, rund um die Uhr an ihrer Seite – außer wenn sie Besorgungen macht oder Zigaretten klaut oder Eisbecher verschlingt. Oder wenn sie ... ihr bleibt die Luft weg.

Oder wenn sie zum Arzt geht.

Wie sehr sie es hasst, wenn Prominente ihren Freund, Geliebten, Partner, Ehemann oder Ehefrau als »meinen besten Freund« bezeichnen. Wie klischeehaft, abgedroschen, billig, denkt sie dann. Doch das hält Sam nicht davon ab, sie als »Annie, meine Frau und beste Freundin« vorzustellen.

»Frau, ja. Beste Freundin, nein«, stellte sie einmal klar.  
»Der Titel kommt Rachel zu.«

»Nur weil du und Rachel euch die Daumen angepikst und

euer Blut vermischt habt, als ihr Kinder wart.« Er hielt die Hand hoch. »Gib mir ein Messer«, forderte er lachend. »Du bist alles, was ich brauche.«

Obwohl sie versteht, warum eine Familie, die aus biologischen Gründen auf zwei Personen begrenzt bleibt, sich aneinanderschweiß und alle anderen ausschließt, fühlt sie sich bei solchen Äußerungen eingeengt und zerknirscht. Sie braucht Sam. Natürlich braucht sie ihn. Nach siebzehn Jahren Ehe ist er ebenso ein Teil ihres Lebens wie die Straßen von Passamaquoddy und der zerschrammte Fußboden im Sandwichladen. Aber Sam scheint sich mehr auf sie zu stützen als sie sich auf ihn.

»In jeder Ehe gibt es ein Ungleichgewicht«, erklärt Rachel, studierte Sozialarbeiterin und Therapeutin für Angst- und Essstörungen und Scheidungstraumata. »Immer liebt ein Partner mehr als der andere.«

Annie ist überzeugt, dass das nicht wahr ist, argumentiert aber nicht mit ihr. Sie weiß, sie und Sam lieben einander gleich stark. Aber auf dem Feld der Abhängigkeit neigt sich die Wippe.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dich nicht an meiner Seite zu haben«, sagt Sam zu ihr im Laden, im Bett, im Supermarkt, bei einem Glas Wein, unter dem Regenschirm, im Kino, vor ihrer Haustür. »Ich verstehe diese Paare nicht, bei denen jeder sein eigenes Leben führt. Wie sollte ich ohne dich zurechtkommen?«

»Das musst du gar nicht. Ich gehe nicht weg.« Das ist immer ihre Antwort.

War immer ihre Antwort. Ihre selbstgefällige, zufriedene Antwort. Wird sie bestraft für ihre Gewissheit? Immerhin wurde Rachel von ihrem Mann völlig überraschend wegen

der dämlichen Zahnpflegerin sitzen gelassen, die (was für eine Ironie) immer aus dem Mund stank. Wer kann so etwas vorhersehen?

Angesichts ihrer Sekundenkleberzweismamkeit war Annie stets überzeugt, sie und Sam würden in den Sonnenuntergang schlendern, künstliche Hüfte an künstlicher Hüfte. Sie würden zwei gleiche Schaukelstühle auf ihrer wohnbetreuten Veranda haben und beide sanft entschlafen, wenn nicht kurz hintereinander wie Romeo und Julia, dann doch innerhalb von ein paar Monaten.

Natürlich weiß sie, dass das Leben ungerecht ist. Alle Leute, mit denen sie zur Schule gegangen ist, bekommen Kinder, so mühelos, wie sie sich die Nase schnäuzen. Die Leute mit den intakten Familien, herzgesunden Vätern, liebenden Geschwistern und einer Mutter, die nicht alle in Verlegenheit bringt. Die Leute, die keine tot geborene Tochter an ihre Brust drücken mussten, ein wunderschönes Baby mit hellblau geäderten Lidern, einem Wimpernkranz, um den eine Disney-Prinzessin es beneiden würde, einem herzigen Mündchen und einem ulkigen flaumigen Haarschopf.

Die Hebamme musste mit sanfter Gewalt vorgehen, Finger um Finger, Handgelenk um Handgelenk wegziehen, um es mitzunehmen. »Ist ja gut, ist ja gut«, sagte sie dabei ununterbrochen.

»Nichts ist gut«, schrie Annie.

»Wie sollen wir sie nennen?«, fragte Annie ihren Mann. Das Babybuch mit den angekreuzten Lieblingsnamen steckte in ihrer Reisetasche.

»Besser gar nicht«, flüsterte Sam schluchzend an ihrem Ohr.

Später in ihrem schmalen Wochenbett, als ihre Gebär-

mutter sich zusammenzog und blutete, hielt er sie die ganze Nacht in den Armen und genauso unnachgiebig fest, wie sie ihr schönes, namenloses Stevens-Strauss-Töchterchen gehalten hatte.

Und ihr Ehemann, der sich während ihrer (seiner!) ersten drei Monate vor dem Frühstück übergab, der während ihrer Fehlgeburten die gleichen Krämpfe hatte wie sie, der bei jedem Kratzen im Hals eine Lungenentzündung und bei jeder Schnittwunde Wundbrand vermutete, landete kurz darauf im Krankenhaus. »Eine depressive Phase. Erschöpfungszustand«, lautete die Diagnose. »Zusammenbruch, emotional angegriffen«, lautete die Übersetzung der Assistenzärztin. »Er meinte, er spürt Ihren Schmerz.«

»Auch seinen eigenen«, sagte Annie.

Hatte sie es nicht schon schwer genug? Oder Sam?

Jetzt sieht sie auf die Uhr. Sie weiß, sie sollte zum Laden gehen. Es ist fast Mittag. Die Kunden dürften bald Schlange stehen, die Mehrheit der hungrigen Einheimischen, die jeden Tag um Punkt zwölf denselben Platz in der Schlange einnehmen. »Bitte, öffnen Sie auch sonntags«, betteln sie.

»Es ist nichts verkehrt an Erdnussbutter und Gelee«, scherzt Sam.

»Oder an einem Hummerbrötchen«, ergänzt sie.

Sie sollte jetzt bei Sam sein und mit ihm die Sandwiches, *Sam*wiches, belegen und die fertigen in das Logo-Wachspapier einwickeln, dabei mit den Kunden plaudern und sie gleichzeitig zur Kasse lenken, was sie inzwischen meisterlich beherrscht. Sie sollte jetzt Verkäufe bongen, Tomaten schneiden, Lieferungen kontrollieren. Aber Megan ist da, Rachels siebzehnjährige Tochter und Annies Patenkind, die das Jahr zwischen Highschool und College freimacht, weil sie jünger

ist als ihre Klassenkameraden. Sie arbeitet als Praktikantin in *Annie's Samwich Shop*. Sie hofft, später in der Gastronomie Fuß zu fassen.

»Wir sind aber kein Restaurant«, betonte Sam.

Das war Megan egal. Sie wollte praktische Erfahrung sammeln, um sich zwischen einem geisteswissenschaftlichen Studium und einer Kochschule entscheiden zu können.

»Na gut, aber wir bezahlen dich.« Annie bestand darauf. »Und wie deine Mutter möchte ich dir die Geisteswissenschaften ans Herz legen.«

»Knall bei der Arbeit ordentlich mit der Peitsche«, flehte Rachel. »Das ist die beste Methode, um sie zu Englisch und Kunstgeschichte zu bringen.«

Annie erklärte sich bereit, sie hart arbeiten zu lassen – schließlich war das ein hartes Geschäft –, aber sie selbst hatte sich bei der Berufswahl auch schwergetan. Was für ein Glücksfall, als sie und Sam beschlossen, den Laden von den drei Brüdern zu kaufen, denen er schon gehört hatte, als Annies Vater noch ein Kind gewesen war. Julius, John und Jerome, drei fette Durchschnittsmänner unbestimmbaren Alters in fleckenlosen weißen Schürzen und weißen Mützen und so blass, als wären sie mit Mehl bestäubt. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Pillsbury-Teigmännchen wurden sie nur die Doughboys genannt. Sie gehörten so sehr zu ihrer Marmortheke und den Koppelfenstern, dass jeder annahm, sie würden eines Tages in ihren weißen Clogs sterben, umgekippt über dem letzten Paul Bunyan des Tages, genauso umstandslos, wie sie Brötchen aufschnitten und mit Mayonnaise bestrichen. Niemand in Passamaquoddy glaubte, dass die Doughboys je aus Maine wegziehen, geschweige denn das florierende Geschäft verkaufen würden.

Kaum besaßen Annie und Sam den Laden, stellte sie stauend fest, dass sie diese Arbeit liebte. Die Buchhaltung. Das Einkaufen. Das Belegen der Sandwiches. Das Aufpeppen der Wände mit Bildern von reich gedeckten Tischen und Kücheninterieurs vom Flohmarkt.

Nicht dass das reibungslos abgelaufen wäre. Am Tag nach ihrem Verkauf legten die Brüder ihre Schürzen ab, zogen sich Hawaiihemden an und flüchteten nach Florida. Und zwar, ohne ihnen das Rezept für das Paul-Bunyan-Sandwich dazulassen. Hatte ihr Anwalt, Bob Bernstein, der gemeinsam mit Sam für seine Bar Mitzwa gelernt hatte, vergessen, diese Notwendigkeit in den Kaufvertrag zu setzen? Natürlich nicht, rief der tödlich beleidigte Anwalt, und sie sollten doch mal auf Seite 7, Absatz 3 a nachlesen. Die Parteien hatten unterschrieben und waren auseinandergegangen, ohne dass ein entscheidender Teil des Vertrages erfüllt wurde. Nicht sein Fehler. Die Paul Bunyans seien sein Lebenselixier. Er sei süchtig danach. Hätte er je die wichtigste Zeile des Vertrages ausgelassen?

Obwohl ein halbstündiges Telefongespräch, schriftliche und mündliche Entschuldigungen und eine Flasche Single Malt nötig waren, um die Kränkung seines juristischen und lukullischen Fachwissens abzumildern, blieb die Tatsache bestehen, dass sie nicht über das Rezept verfügten, das Rezept für das berühmteste Sandwich im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern. Oder sogar von Maine. Einheimische, die aus Maine weggezogen waren und unter nostalgischen Feinschmeckersehnsüchten litten, ließen sich Paul Bunyans, in Trockeneis verpackt, an weit entfernte Orte wie San Francisco liefern. Bei Besuchen in der Heimat gaben ihre Gastgeber ihnen ein paar Dutzend davon auf den Rückflug mit, sodass Mitreisende entweder zu Tränen gerührt den Duft genossen

oder jemanden baten, mit ihnen den Platz zu tauschen. Ohne das Rezept, das war Annie und Sam klar, würde ihr Geschäft Pleite machen.

Sie schrieb an die Brüder unter ihrer Nachsendeadresse. Der Brief kam zurück: Empfänger unbekannt. Die E-Mail kam zurück: ungültige Adresse. Die Poststelle in Century Village hatte noch nie von ihnen gehört. Hatten die Brüder in Florida einen Sandwichladen eröffnet, obwohl der Vertrag das untersagte? Sie googelte. Sie suchte mit Yelp. Sie klickte auf Gourmet.com und tippte *Jumbosandwich Rezepte* ein. Sie suchte in öffentlich verfügbaren Behördendaten und zahlte knapp fünfzig Dollar für eine Suche. Die Doughboys blieben unauffindbar.

»Sollen wir einen Privatdetektiv anheuern?«, fragte sie Sam.

Sam lachte. Er war sich sicher, dass sie anhand der verbliebenen Vorräte und ihrer Geschmackserinnerungen selber ermitteln konnten, aus welchen Zutaten das Sandwich zusammengesetzt war. Sie würden Schicht um Schicht die Bestandteile bestimmen und zum Prototyp zusammensetzen wie ein Archäologe die Scherben seiner Ausgrabungsstätte. Salami, Olivenöl, Zwiebeln, Käse. Wie schwierig konnte das sein?

Sie machten sich Notizen und Zeichnungen und kamen auf das Rezept: Das Hefebrötchen von der örtlichen Bäckerei in der Mitte durchschneiden. Als erste Schicht gehackte grüne Paprikaschote, darüber genau drei Tomatenscheiben, gefolgt von reichlich Zwiebelwürfeln, mariniert in Öl, Salz, Knoblauch und Chiliflocken, und einigen noch unklaren Zutaten: Mayonnaise? Worcestersoße? Essig? (Balsamico? Apfelessig? Weinessig?) Senf? (Englischer? Amerikanischer? Französischer?)



Als wären sie das Ehepaar Curie der Hauswirtschaftslehre, experimentierten sie. Nach einem von Sam geschaffenen System probierten sie gewissenhaft alle möglichen Kombinationen aus, bis sie dem Original am nächsten gekommen waren. Nachdem sie den Geschmack der Soße getroffen hatten, legten sie von dem unnatürlich gelben amerikanischen Käse, der sich wie dünnes Gummi anfühlt, vier quadratische Scheiben über die Zwiebelwürfel. Den Käse bedeckten sie mit drei runden Scheiben Salami mit grünem Pfeffer und garnierten sie mit fünf geriffelten Scheiben Essiggurke.

Der Heureka-Moment dauerte jedoch nur kurz, weil sie unerwartet vor dem Problem standen, für das Paul Bunyan die richtigen Zulieferbetriebe zu finden. In den Jahrzehnten, seit die Brüder ihr Geschäft gegründet hatten, freundete man sich sogar in Passamaquoddy mit Bioerzeugnissen an. Produkte für »hochwertige Ernährung« und »gesundes Essen« nahmen immer mehr Platz in den Supermarktregalen ein. Einige Läden und Fast-Food-Buden setzten ein *Gourmet* vor den Namen auf ihrem Schild. Es war nicht einfach, die nitrat-haltigen, künstlich gefärbten Zutaten mit hohem Fettgehalt zu ersetzen. Die Unternehmen, die sie verkauften, lagen in den zweifelhaften Stadtteilen, wo die Regale staubig und die Haltbarkeit lang war.

Schließlich aber gelang es Annie und Sam, ein vollendetes Werk von wahrer Schönheit zu erschaffen, so etwas wie Keats' Griechische Urne. Sie veranstalteten eine Verkostung mit treuen Kunden. »Ein Wunder«, erklärte der Polizeichef. »Als würde Helen Keller das Wort für Wasser entdecken«, staunte die Kindergartenleiterin und verstieg sich zu dem Vergleich mit der Schriftstellerin, die von klein auf taub und blind war. »So gut wie eh und je«, hieß es in der Feinschme-

ckerkolumne im *Passamaquoddy Daily Telegram*. Während ein paar griesgrämige Stimmen Zweifel anmeldeten, äußerten sich die meisten Leser lobend, etwa in dem Tenor: »Die Vergangenheit kommt nicht wieder, aber es kommt nahe an das Original heran.«

Sie brauchten außerdem einen neuen Geschäftsnamen. *The Three J's* kam selbstverständlich nicht infrage. Sie machten ein Brainstorming. Maine Chance? Maine Squeeze? The Big Bite? BUNyan House? Bei einer Flasche Pinot Grigio wurden die Einfälle immer verrückter. »PtoMaine«, schlug Sam vor und schrieb es hin. Als die zweite Flasche halb geleert war, einigten sie sich auf *Annie's Samwich*.

Jetzt schreibt sie an Sam: *Alles okay? Kannst du mich entbehren, damit ich ein paar Dinge erledigen kann?*

*Alles unter Kontrolle*, antwortet er. *Liebe dich, vermisse dich*.

Sie starrt auf die Nachricht. Das »vermisse dich« hält ihren Blick fest wie die Laufleiste auf CNN. Wie kann ich es Sam beibringen?, klagt sie wieder.

Im Flur tritt sie die Post zur Seite, wirft ihren Mantel auf den Boden und ihr Taschenbuch auf den Tisch. Ihr Kleeblatt-Schlüsselanhänger reißt – war ja klar –, und die Schlüssel springen klirrend über den Boden, einer landet auf dem Heizgitter und droht hindurchzufallen. Sie macht sich nicht die Mühe, sie aufzuklauben.

Sie lässt sich auf das Sofa sinken, wickelt sich in die Strickdecke, die sie von ihrer Schwiegermutter bekam, als Sams Eltern in eine bewachte Wohnanlage an der Golfküste zogen. Ihre Farben erinnern an die Tropen: Orange und Gelb, Hell-

grün und Orchidee. Beim Stricken muss ihre Schwiegermutter schon von hübscheren, wärmeren Orten geträumt haben, die Stranddreiräder und pastellfarbene Cocktails mit Papierschirmchen bieten.

Annie will keinen hübscheren, wärmeren Wohnort. Sie will, was sie jetzt hat. Diese Arbeit. Diesen Mann. Dieses Haus. Dieses Leben.

Natürlich weiß sie, dass Menschen jung sterben können. Sie hat gespendet für die Suche nach Knochenmarkspendern und Kickstarterkampagnen für Kinder mit Leukämie und für eine junge Frau, die vor ihrer Herz-Lungen-Transplantation noch ihren Collegeabschluss machen wollte. Sie unterstützt einen Fonds für verwundete Soldaten und einen für Stipendien, mit denen das Andenken an zu jung Verstorbene gepflegt wird.

Als sie in den Spiegel schaut, sieht sie aus wie immer. Sie ist keine von Krankheit ausgezehrt La-Bohème-Mimi. Zugegeben, sie ist müde nach den vielen Stunden im Laden. Wer wäre das nicht? Und der trockne Husten könnte auch daher rühren, dass sie den ganzen Tag die Dämpfe von Zwiebeln und Tabasco einatmet, ganz zu schweigen von der Februarkälte Maines. Die halbe Stadt hustet in die Armbeuge, bedeckt von Holzfällerjacken und Daunenmänteln. Ist das die Verhandlungsphase, von der Elisabeth Kübler-Ross geschrieben hat? Neigte sie nicht schon immer zu Untergangsstimmungen? Reiß dich zusammen, sagt sie sich. Von dem Husten abgesehen, geht es ihr vollkommen gut. Jedenfalls bis zu ihrem Besuch beim Arzt.

Der Arzt.

Die Röntgenaufnahme ihrer Brust, die Computertomografie und die PET-Aufnahme starteten sie von seinem Bild-

schirm an. Mit seinem Brieföffner zeigte Dr. Buckley auf die weißen Stellen ihrer Lunge. Er benutzte Ausdrücke wie multiple Raumforderungen, pulmonale Rundherde, geschwollene Lymphknoten, bis sie sich die Ohren zuhielt. Sie schaute von der Spitze des Brieföffners weg, wo der Fleck über den Rand ihrer Lunge hinausragte wie eine runde Salamischeibe über eine quadratische Käsescheibe. Ihr fielen die Fotos von kranken Lungen ein, die bei den Anonymen Rauchern gezeigt wurden. Abschreckungstaktik. Okay, sie war abgeschreckt. Ist abgeschreckt. Statt auf die Spitze blickte sie auf die glänzende Klinge und den verschnörkelten Griff, in den etwas eingraviert war: *Ambrose Buckley in Dankbarkeit ...* Weil seine Finger die übrige Inschrift verdeckten, wusste sie nicht, wer da so dankbar gewesen war und wofür. Für ein gerettetes Leben?

Ihr Leben war nicht zu retten. So viel begriff sie bei dem zunächst für harmlos gehaltenen Arztbesuch. Dr. Buckley hatte sie auf die Welt geholt. Aus dem Mutterleib ins Leben. Und nun ... Tränen liefen ihm über die schlaffen, faltigen Wangen.

Sie wehrte sich gegen die Biopsie. Sie musste darüber nachdenken. Wozu, wenn der Befund doch schon klar war?, argumentierte sie. Nach der Untersuchung hat er sie in die Radiologie geschickt, wo die Assistentinnen kein Wort verloren und der junge Radiologe den Blickkontakt verweigerte.

»Es gibt Fachärzte«, sagte er.

Sie zeigte auf den Bildschirm und den Bericht auf seinem Schreibtisch. »Ist das denn kein unumstößlicher Beweis?«

»Ich bin kein Facharzt. Es wäre nachlässig von mir, Sie nicht zu überweisen. Und in Ihrem Alter – in jedem Alter eigentlich – ist es nur vernünftig, eine zweite Meinung einzuholen.«

»Ich kann jetzt nichts entscheiden. Ich brauche Zeit, um das zu verarbeiten.«

»Natürlich«, räumte er ein. »Aber ich werde Ihre PET-Aufnahme an den Sohn einer Kollegin schicken, er ist Thoraxchirurg in Portland, ein aufgehender Stern. Warten Sie nicht zu lange. Es gibt allerhand neue Behandlungsmöglichkeiten, von denen ein alter Landarzt wie ich noch nichts gehört haben mag.«

»Okay.« Sie sah noch einmal auf den Bildschirm. Auf den digitalen Beweis harter Fakten, die sogar eine angehende Koryphäe nicht entkräften könnte. »Wie lange?«, fragte sie.

Er drehte den Brieföffner zwischen den Fingern und betrachtete ihn so eingehend, als handelte es sich um eine Examenfrage. »Patienten in Ihrem – in Ihrer Situation – rate ich immer, ihre Angelegenheiten zu ordnen.« Er griff nach ihren Händen. »Liebe Annie, eines weiß ich genau: Ihre Mutter und Sam werden Ihnen eine große Stütze sein.«

Annie zieht sich die Strickdecke über den Kopf. Wenn sie nur die Welt so leicht aussperren könnte. Die Decke riecht nach dem Butterpopcorn und den Pizzen, die sie bei ihren Downton-Abbey-Marathons gefuttert haben, und – warum es nicht zugeben? – nach dem Maggie-Smith-Gedächtnis-Sex, den sie dabei mal hatten. Sie sollte sie in die Reinigung bringen. Oder Sam darum bitten, was sie jedoch selten tat, weil sie dann erklären müsste, dass sie nicht in die Waschmaschine und nicht in den Trockner darf. Es ist immer einfacher, Dinge selbst zu erledigen.

Doch wie lange wird sie das noch tun können?

»Lassen Sie sich für nächste Woche einen neuen Termin geben«, hat Dr. Buckley geraten. »Wir sollten dann den Be-

fund des Thoraxchirurgen haben und eine Überweisung zum Facharzt veranlassen. Und ich will Sie noch mal gründlich untersuchen. Außerdem ... müssen wir darüber sprechen, was auf Sie zukommt.«

Was auf sie zukommt, wenn ... was? Sie will es nicht wissen. Sie ist aus der Praxis geflüchtet, bevor sich die Sprechstundenhilfe dem Terminbuch zuwenden konnte.

Sie wird Sam alles erklären müssen. Wie man die Waschmaschine bedient, wie man das Silber putzt, welche Politur für welche Möbel zu benutzen ist, wie die Schonbezüge über die Sofalehnen passen, dass anderthalb Streichholzbriefchen unter das Schreibtischbein geklemmt werden müssen, wie der Herd zu reinigen ist, wie man auf eine förmliche Einladung antwortet, wann der Philodendron umgetopft werden muss, wie man die Toilettenspülung repariert. Er wird lernen müssen, an Arzttermine zu denken, Abos zu verlängern, den Rasen zu düngen, die richtigen Bodenwischer nachzukaufen, Sockenpaare zu bilden – eine endlose Liste von Anweisungen. Sie haben die Hausarbeit nicht gleich aufgeteilt. Sam bezahlt die Rechnungen und bringt die Autos zur Inspektion. Nach Feierabend holt er die Kleidung aus der Reinigung und Geräte von der Reparatur. Sie kümmert sich um alles andere. Den Haushalt. Die sozialen Kontakte. Den Alltagskram. Die lästigen Aufgaben.

Das ist ihr lieber. Das Tagtägliche kann sie gut. Sam ist netter, schlauer, liebevoller als sie, aber er hämmert die Nägel krumm, und ihm fällt es nie auf, wenn seine Schuhe neue Sohlen brauchen. Als er sechzehn Jahre alt war, nähte seine Mutter noch immer Namensschildchen in seine Kleidungsstücke und bügelte seine Jeans, während alle anderen auf Grunge standen. Solange er aufs College ging, schickte er

seine schmutzige Wäsche nach Hause, und Tage später kam sie gewaschen und gebügelt, mit angenähten Knöpfen, fachmännisch geflickt und mit Hershey's Kisses zwischen den Unterhemden zurück. Seine Mutter hatte das Krankenhaus und die Schulapotheke im Kurzwahlspeicher. Als er noch klein war, bestand bei ihm mal Verdacht auf rheumatisches Fieber, und obwohl sich das als einfache, behandelbare Halsentzündung entpuppte, betrachtete seine Mutter ihren Sohn von da an als »anfällig«.

Seine Eltern haben sich nie darüber beklagt, dass er eine Unitarierin geheiratet hat und kein nettes jüdisches Mädchen, wie sie es vielleicht erhofft hatten. Das muss sie ihnen zugutehalten. Sie waren mit seiner Wahl vorbehaltlos einverstanden. Sie vertrauten seinem Urteil und wollten nichts weiter als sein Glück. An dem Tag, als sie in den Süden umzogen, schenkte seine Mutter ihnen die Strickdecke und nahm Annie dann beiseite. »Marty und ich können unbesorgt wegziehen«, gestand sie. »Wir wissen, dass unser Junge in guten Händen ist.«

»Dein Mann ist unfähig«, hat Ursula bei mehreren Anlässen gegrummelt, als Sam ihre Ansprüche nicht erfüllte. Einmal ging es dabei um ein kompliziertes Kleid und eine rätselhafte Anordnung von Haken und Ösen. »Aber versteh mich nicht falsch. Ich liebe ihn über alles.«

»Lass mich mal«, sagte Annie und hakte ein schwarzes Seidenband an Ursulas Schulter fest.

»Seine Mutter hat ihn furchtbar verwöhnt. Und jetzt tust du dasselbe.«

Sam ist nicht verwöhnt, das steht fest. Er ist nur ein Mensch, um den sich andere gern kümmern. Er ist freundlich und liebenswürdig und selbstlos, das Gegenteil von Ursula. Es ist wohl kaum sein Fehler, dass ihm immer so vieles ab-

genommen wurde. Denn er hat hingebungsvolle Eltern, die ihm auf wunderbare Weise alle Steine aus dem Weg geräumt, ihn während der Grippezeit vorsorglich mit Hühnerbrühe und Ingwertee ins Bett gesteckt haben und vernarrt waren in seine Ernsthaftigkeit, seine Intelligenz, seinen Humor, seine Gutmütigkeit.

Und nun hat er eine Ehefrau, die dasselbe tut, die es glücklich macht, dasselbe zu tun, auch wenn sie ab und zu unzufrieden ist, weil ihr ein persönlicher Freiraum fehlt und ihr Mann so bedürftig ist. Unterm Strich hat sie nämlich das große Los gezogen. Sie genießt Sams bedingungslose Liebe, mit der er sich für ihre kleinen Dienste revanchiert.

Jetzt zieht sie sich die Strickdecke vom Kopf, faltet sie zusammen und legt sie über die Sofalehne. Sie denkt an Dr. Buckleys Worte. *Eines weiß ich genau: Ihre Mutter und Sam werden Ihnen eine große Stütze sein.*

Vergiss Ursula.

Aber Sam ...

Wenn sie es ihm sagt, wird es real, dann bekommt die Sache einen Namen. Und jedes Mal, wenn er sie ansieht ... Aber wie könnte sie ihm das verschweigen?

Sie bleibt still sitzen. Auf dem Treppenabsatz tickt die Standuhr. Die Heizung bullert. Draußen kratzt ein Schneepflug Eisflecken von der Straße. Irgendwo – im Garten nebenan? – lacht ein Kind voller Vergnügen. Sie erinnert sich daran, wie sehr sie sich gefreut haben, als sie das Rezept für den Paul Bunyan richtig ausgetüftelt hatten. Ihr nächster Schritt wird keine Freude bringen.